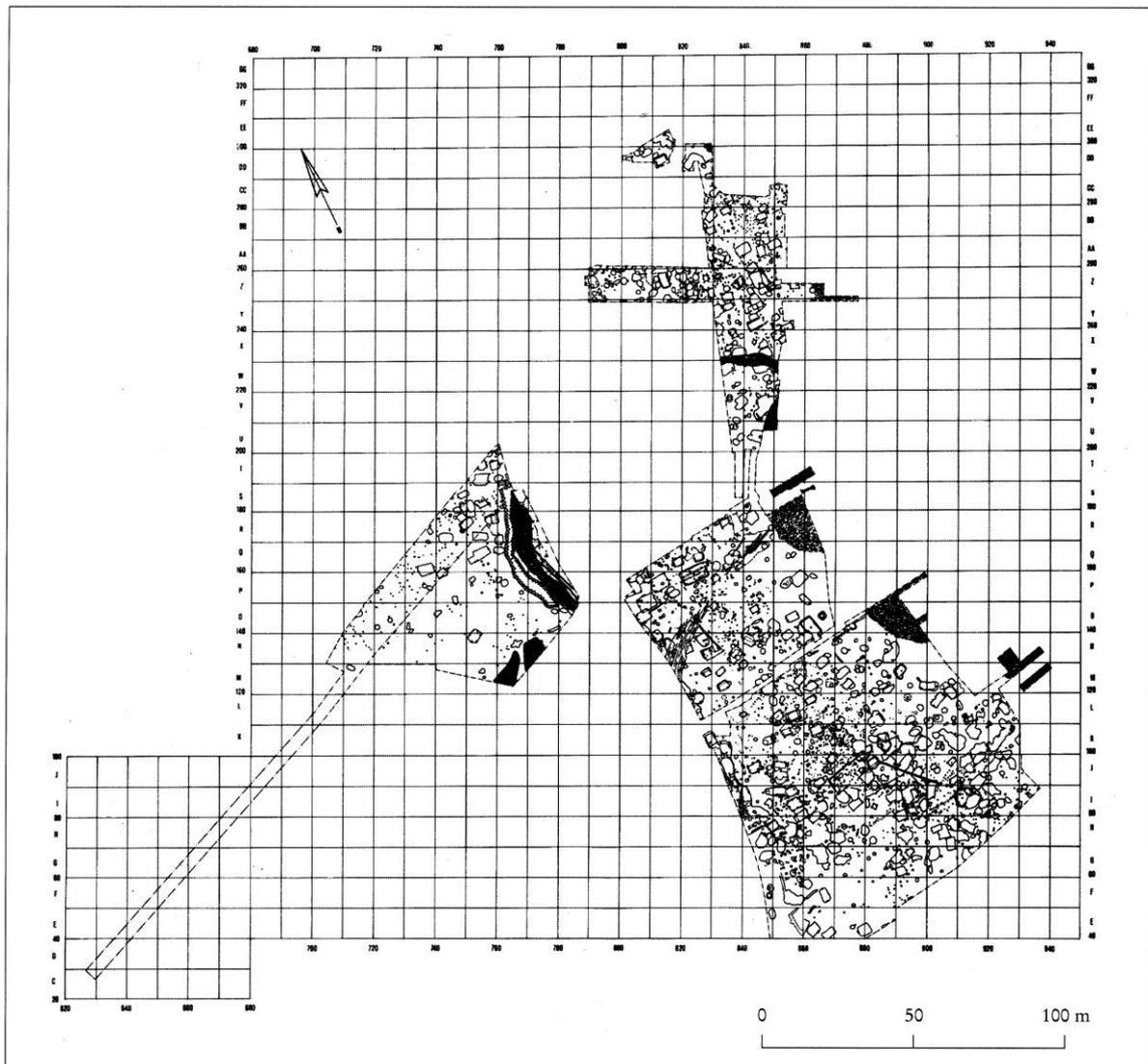


Das Gehöft „Alt-Geismar“

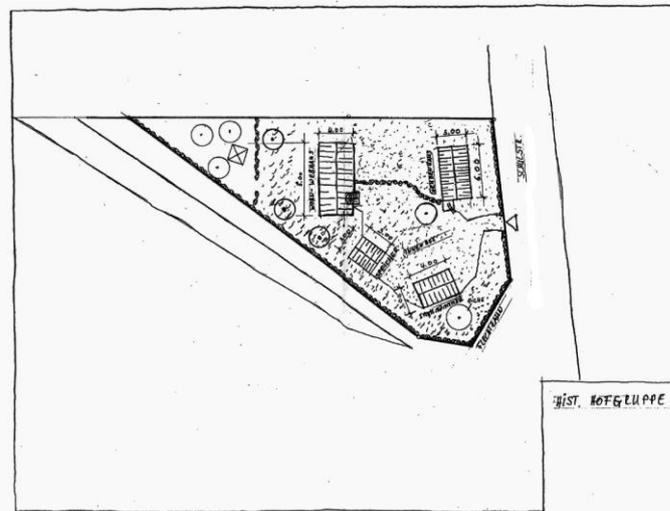
Dr. phil. Johann-Henrich Schotten, Fritzlar

Das Gelände westlich der unteren „Elbe“ vom Hang des Berges „Biening“ bis zum Flusslauf trug von der ausgehenden Bronzezeit (um 800 v. Chr.) bis ins Hochmittelalter im 13. Jahrhundert eine ausgedehnte Siedlung, wie die Lesefunde der AG Fritzlar in der Flur „Schleifsteg“ seit den 1950er Jahren bezeugten. Seit Chr. Geb. lag sie überwiegend auf der nicht immer hochwasserfreien Niederterrasse. Der Name „Geismar“ beschreibt in seiner ersten Silbe die Nähe sprudelnder Quellen, die Endsilbe „-mar“ weist auf ein niedrig gelegenes Feuchtgebiet wie die „Marsch“ in Norddeutschland hin (s. a. Weimar, Cismar, Wismar, Wetzlar usw.). Auch der Name „Biening“ bezieht sich im Norden auf eine Erhebung im Sumpf!



Geismar bei Fritzlar, Schwalm-Eder-Kreis. Gesamtplan der Ausgrabungsbefunde (nach Best 1990).

Das Entstehen des Gehöftes „Alt-Geismar“ ist zum einen mit den archäologischen Ausgrabungen 1973-1980 verbunden, die durch den Bau der Umgehungsstraße L 3214 verursacht worden waren. Zum anderen stand für 1998 das 1200jährige Jubiläum von Geismars Ersterwähnung an, welche die Fällung der „Donareiche“ durch den angelsächsischen Missionar Winfried Bonifatius beinhaltete. Im Zusammenhang mit dieser Feierlichkeit beschloss u. a. der Angelverein Geismar e.V. auf einem ungenutzten Grundstück an der Schulstraße ein frühmittelalterliches Gehöft nachzubauen, das die Ausgrabungsergebnisse zum Vorbild nahm. Der Verf., seinerzeit wissenschaftlicher Leiter am Regionalmuseum Fritzlar, wurde damals von den Initiatoren Hans-Günter Humburg und dem Ehepaar Bammel, aus Geismar, um Beratung gebeten. Auf seinen Vorschlag hin fuhr die Gruppe in das Freilichtmuseum Oerlinghausen, um architektonische Vorbilder zu finden, die mit den vorhandenen Kräften auch in überschaubarer Zeit realisiert werden konnten. Man entschied sich damals für eine vom Geismarer Architekten

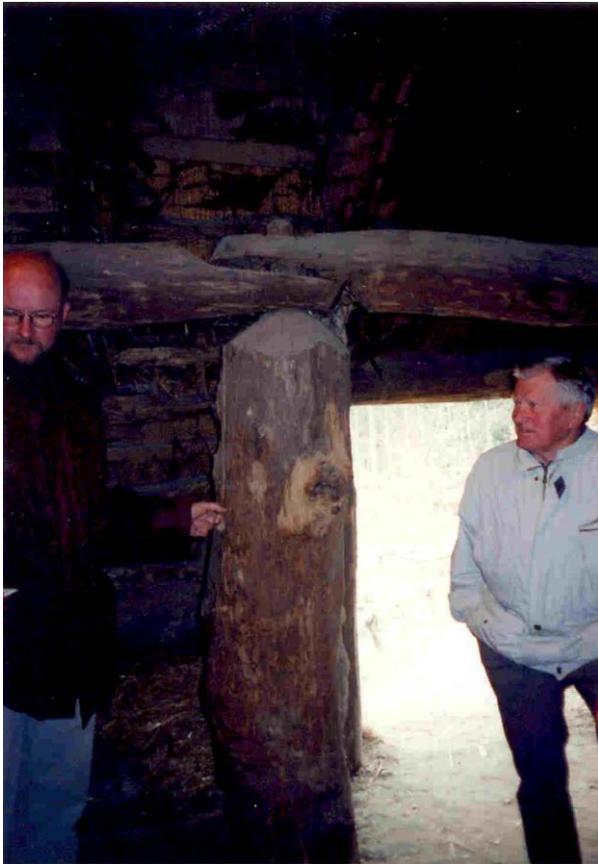


Rainer Voss geplante Konstruktion, die zwar im Detail grob an die dortigen Bronzezeithäuser angelehnt war, jedoch sicher auch noch später, d. h. bis ins Frühmittelalter, Verwendung gefunden haben mochte. Nach dem Jubiläum erkannte man bald die Möglichkeit, die gesamte Anlage von einem alsbald gegründeten Verein als so eine Art „Freilichtmuseum“ mit dazu evtl. experimentellen archäologischen,

pädagogisch zu begleitenden Aktivitäten für die touristische Öffentlichkeit für absehbare Zeit weiter zugänglich zu erhalten.

Ein Bauernhof sah von der vorchristlichen Eisenzeit bis tief in das Mittelalter hinein zumeist anders aus als die heutigen sog. „Vierseithöfe“ in Nordhessen. Der Landwirt errichtete seine Wohn-, Stall und Vorratsgebäude auf seiner Parzelle (im Idealfall etwa 30 - 50 m ungefähr im Quadrat) so, wie es ihm persönlich am nützlichsten schien. Er konnte also die Gebäude recht frei im Gelände verteilen. Das ebenerdige Standardhaus bestand im vorgeschichtlichen Mittelgebirgsraum seit 7500 Jahren zumeist aus einer Konstruktion, für die lange Pfosten in tiefe Erdgruben versenkt und verankert wurden (sog. „Pfostenhäuser“). Diese runden Erdgruben füllten sich nach dem Ziehen oder Verrotten

der Pfosten selbst in kürzester Öffnungszeit wieder so mit Erde, dass die Archäologen sie auch nach vielen hundert Jahren wiedererkennen können („es gibt nichts dauerhafteres als ein Loch“). Diese, gewissermaßen von allein stehenden Balken, konnten waagrecht unten mit Schwellen oben mit einem sog. „Rähm“ verbunden werden. Die Befestigungsweisen sind im Einzelnen selten

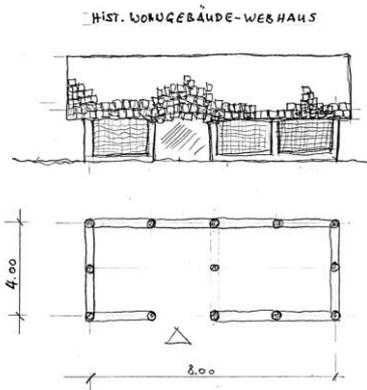


überliefert. Wir haben uns, wie oben erwähnt, an metallzeitlichen Vorbildern aus dem Freilichtmuseum Oerlinghausen orientiert und die durchlochten Rähmbalken auf die Pfosten aufgesteckt. Dabei wurde kein Stück Eisen (Nagel) verwendet. Die Wandfüllungen bestanden aus senkrechten Haselnussstäben oder ähnlichen Stöcken, die mit waagrechten Weidenzweigen miteinander verflochten waren. Das Verwinden mit diesen Zweigen steckt im deutschen Wort „Wand“. Anschliessend hat man dieses Flechtwerk innen und außen mit Lehm zugeschmiert, wobei dem Lehm Spreu, Kuhdung und andere Materialien beigemischt worden sein können, was die Haltbarkeit und Dämmwert erhöhte. Jüngste Versuche einer Töpferkommune in Wohratal-Josbach

bestätigten diesen Effekt.

Es gab praktisch kaum Fenster sondern nur eine Tür aus Brettern, etwas schöner als unsere allerdings. Es war in der Regel also dunkel im Haus, denn Glasscheiben existierten nicht, manchmal vielleicht eine mit einer Schweinsblase überspannte Öffnung. Lediglich durch das zentrale Herdfeuer wurde etwas Licht und vor allem Wärme erzeugt. Der Rauch zog bis ins das Hochmittelalter (etwa ab dem 13. Jhn.) nicht durch einen Schornstein sondern durch Dach- oder Giebelluken ab. Das war zwar lästig und brandgefährlich, beseitigte aber auch Ungeziefer (wie z. B. Wanzen) im Haus und ließ an der Decke hängende Lebensmittel durch Räucherung länger halten. Den heutigen Herd mit Esse in der Nordwest-Ecke des Hauses ist eine „moderne“ Zutat, die eher in das späte Mittelalter und die Neuzeit (in Norwegen z. B. erst im 19. Jahrhundert) gehört.

Das Mobiliar war bescheiden, es gab keine Schränke oder Regale sondern nur Kisten und Verschlüge (wo man auch schlief). Mal einen Tisch, Hocker und vielleicht ein Webstuhle. Einen eigenen Stuhl zu haben oder gar ein eigenes Bett war ein Privileg nur für Wohlhabende. Der Bauer des Frühmittelalters lebte und

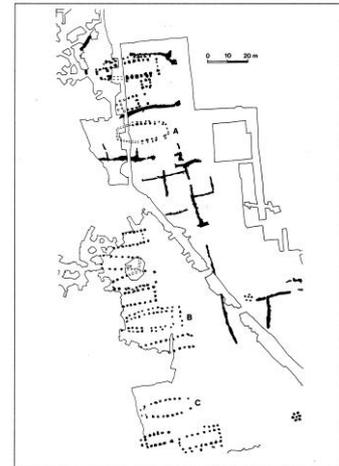


arbeitet sowieso meistens draußen, er hielt sich in seinem Wohnhaus nur zum Schlafen, bei schlechtem Wetter oder im Winter auf.

Das Vorbild für unser Wohnhaus war ein in Geismar ausgegrabenes, recht großes Gebäude von 9 x 5 m mit 9 Pfosten, in dem wohl seinerzeit mehrere Webstühle betrieben worden sind, also eigentlich ein Betriebsgebäude von Textilherstellern. Die meisten anderen Häuser waren eher etwas kleiner.

Direkt an der Kante zur Aue hat man aber während der Grabung auch 3 „Wohnstallhäuser“ gefunden, die in ihren Ausmaßen von etwa 28 x 6 m an Baulichkeiten mit bootsförmigem Umriss aus Norddeutschland erinnern, was wieder, wie seit kurzem in Niederweimar bei Marburg, die Suebenfrage aufwirft. Diese Hausform hielt sich in dort aber bis ins Hochmittelalter.

Einige Grundrisse des Frühmittelalter bestanden aus kleinen Mauervierecken, die vermuten lassen, dass hier eine Art früher „Ständerbau“ z. B. eine Schmiede überdacht hat. Bei dieser Bautechnik gibt es keine versenkten Pfosten, die Konstruktion besteht aus einem Fachwerk mit Schwellen, senkrechten Balken und schrägen Streben. Pfostenhäuser haben, je nach Klima und Bodenfeuchte, keine sehr lange Lebensdauer. Bei den Instandsetzungsarbeiten nach 17 Jahren wurde erkannt, dass der Zustand unter der Erde (genau bis zur Oberfläche) z. T. schon recht bedenklich und einiges weggefault war (Beispiel hinter dem Wohnhaus). Das erklärt die Beobachtung von gelegentlichem Pfostenaustausch bei der Ausgrabung vorgeschichtlicher Häuser. Man geht sicher nicht fehl, wenn man die Standfestigkeit solcher Gebäude mit dem Dauer einer Generation (bis 25-30 Jahre) annimmt, aber auch mit länger nutzbaren muss man rechnen. Lediglich während der Bronze- und der frühen Eisenzeit (1600-300 v. Chr.) scheint es bei uns auch so etwas wie Blockhäuser, mit und ohne Steinunterlage gegeben zu haben, wie sie heute noch in slawischen Ländern häufig sind. In Geismar wurde so eine Bauweise noch nicht gefunden.



Dalem, Kr. Cuxhaven. Der östliche Dorfbereich während des 12. und 13. Jahrhunderts, Straßendorf (nach Zimmermann 1992).

Als Dachdeckung würde man normalerweise Stroh (oder Reet) erwarten; das wäre hier aber zu teuer geworden, auch Holzschindeln wären denkbar gewesen, aber dies hätte zu viel Arbeit bedeutet (Baubeginn 1997, Jubiläum 1998). Steinplatten sind in unserer Gegend unüblich gewesen, und Dachziegeln gab es im Frühmittelalter, wenn überhaupt, nur auf Kirchen oder hochherrschaftlichen Gebäuden. Also entschlossen wir uns es, nach nordeuropäischem Vorbild, mit Grassoden zu versuchen. Die Wurzeln der Grasplatten verbinden sich schnell zu einem wasserundurchlässigen Geflecht (Myzel), wie es heute noch einerseits in tropischen Ländern (z. B. Indien) aber andererseits auch in Skandinavien

gehandhabt wird. Die Neigung der meisten Grasdächer ist dort geringer als bei uns (etwa wie beim Brunnenhaus); wegen der Rutschgefahr wurden hier die Grasplatten mit waagrechten Halterungen abgefangen, die aber überwuchert werden können.

Sog. Grubenhäuser gab es zwar gelegentlich schon in der vorchristlichen Eisenzeit, aber erst um die Zeitenwende mit der Zuwanderung der Germanen (wohl den „Sueben“) gehörten sie zur Normalausstattung eines Bauernhofes. Grubenhäuser sind gewissermaßen „Keller“ anzusprechen, die man aus bautechnischen Gründen eben nicht unter sondern neben die pfostengestützten Wohnhäuser, Stallungen und Scheunen einrichtete.

Die Wände der Eintiefungen konnten blank, mit Flechtwerk oder Holzschalung verkleidet und stabilisiert gewesen sein. Die späten Beispiele ca. ab dem 11. Jahrhundert zeigten auch trockenes oder gemörteltes Mauerwerk. Unser Grubenhaus im Gehöft ist so eine Konstruktion aus der Zeit der Salier-Könige und -Kaiser. Im nahen Fritzlar waren Grubenhäuser bis in das 13. Jahrhundert hinein angelegt worden. Erst dann ging man auch bei bürgerlichen Bauten zu Gewölbekellern über. Der Oberbau konnte bei kleinen Häusern manchmal nur zwei Pfosten für den Dachfirst aufweisen. Es gab aber auch geräumigere Gebäude mit vier, sechs und mehr Pfosten.

Ein Grubenhaus (zu einem Gehöft können auch mehrere gehört haben) war im Prinzip eine Art künstlicher Höhle: im Sommer (durch die größere Bodenfeuchtigkeit) etwas kühler, im Winter wärmer. Das Gebäude hatte mehrere Nutzungsmöglichkeiten: zunächst sicher als Vorratsraum für in großen Tongefäßen aufzubewahrende Früchte wie Erbsen, Linsen, Getreide u. ä., auch Tiere wie z. B. Schafe, Ziegen und Schweine konnten untergestellt werden (sofern sie nicht, wie in Norddeutschland, mit in den großen Wohnstallhäusern untergebracht waren). Die Luftfeuchtigkeit führte dazu dass sie auch als Spinnhäuser genutzt wurden, wo erwachsene Frauen und junge Mädchen Textilarbeiten fertigten. Das hatte wohl ebenfalls mit der Luftfeuchtigkeit zu tun, welche es erleichtert haben soll, die Fasern mit den Fingern zusammen zu zwirbeln. Im benachbarten +Holzheim fanden sich sogar einige Kugeltöpfe (ehemals mit Wasser gefüllt?) neben den Sitzgelegenheiten, in welchen vielleicht die Frauen ihre Finger anfeuchten konnten. Schließlich scheint es Überlieferungen zu geben, wonach der Altbauer mit seiner Frau nach der Hofübergabe dort lebte, während der Nachfolger mit seiner Familie das größere Wohnhaus bezog (die Abb. zeigt das betreffende Gebäude im Hintergrund mit dem Verf. mit einer HR-Redakteurin während einer Fernsehaufzeichnung).

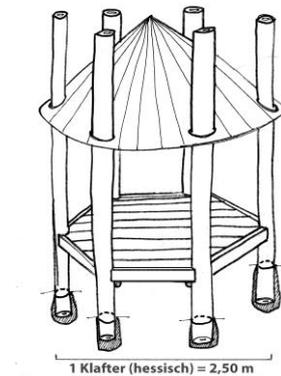


Der Wasserbedarf führte schon vor über 7000 Jahren immer wieder zur Anlage von Brunnen, die ursprünglich zumeist mit stützendem Holz ausgekleidet waren. Die ersten steinernen Brunnen haben in Mitteleuropa wohl die Römer gebaut. Wann so eine Konstruktionsweise auch bei den germanischen Völkerschaften üblich wurde, wissen wir bislang nicht. In Geismar wurden zwei solche Brunnen ergraben, 5,5 und 7 m tief. Ob sie jeweils zu bestimmten Höfen gehörten oder „öffentliche“ Wasserstellen waren, ist nicht erkennbar. Viele Bewohner können auch aus der nahen Elbe ihr Trinkwasser geholt haben, denn der Bau eines solchen Brunnens war sicher aufwendig und „teuer“, d. h. nicht jede Familie hatte einen eigenen.



Bei einer anderen Ausgrabung südlich der Eder, in der Wüstung Holzheim (1976-1985) fanden die Forscher neben einer Palisaden-umwehrten kleinen Burg des dortigen Dorfadels mit einem steinernen Wohnturm eine großen Platz, an dessen Rand, neben dem vorbeifließenden „Rimbach“ Spuren eines Gebäudes aus 6 Posten, in deren Mitte sich ein 7 m tiefer steinerner Brunnen befand. Brunnen sind zwar immer überdacht, aber diese Konstruktion war ungewöhnlich. Man hatte den Eindruck, als wenn hier von den Frauen des Dorfes nicht nur Wasser geholt worden, sondern dort auch etwas gewesen wäre, was man heute als „Kommunikationszentrum“ bezeichnen würde. Diesen eindrucksvollen Bau haben die Geismarer für ihr Gehöft übernommen. Inzwischen ermöglicht das Brunnenhaus während geselliger Veranstaltungen wie dem „Weinfest“ Ende August auch die Einrichtung einer mobilen Theke.

Zu jedem normalen Gehöft gehörte auch mindestens ein Speicher für Stroh, Heu, Getreide u. ä.; diese waren im Frühmittelalter 6- oder 8-eckig hoch aufgebockte Bauten, um Schädlingen den Zugang z. B. zu Saatgut zu erschweren. Ein solcher Bau schien 1998 zu schwierig, und so beschränkte man sich auf einen kleinen Schuppen nach dem Vorbild der Häuser. Im Jahre 2014 reifte aber der lang gehegte Wunsch endlich hier einen lehmgewölbten Backofen zu errichten. Durch die Hilfe der KSK Schwalm-Eder und Herrn Wolfgang Schütz, Holzhausen/Hahn,



gelang es den Vereinsmitgliedern dieses Vorhaben zu verwirklichen. Von den älteren Mitbürgern, die früher noch einen Dorfbackofen betreiben konnten, gibt es nicht mehr viele. Daher brauchte es eine gewisse Zeit, bis man all die Hinweise für den richtigen Betrieb zusammen bekam und auch erproben konnte. Inzwischen ist es aber möglich durchaus ansehnliche Brotlaiber und Brötchen zu produ-

zieren. Auch hier wird deutlich: nicht jeder konnte sich einen eigenen Backofen leisten.

Die Errichtung eines historischen Speichers war das nächste Bauprojekt . Leider wurde es, nach dem Weggang des Verf., nicht als zeitgenössische Sech- oder Achteck-Anlage sondern als einfacher viereckiger Schuppen errichtet, was, auch durch andere Details bemerkbar, eher ein weiterer Schritt hin zum eigentlich ursprünglich nicht geplanten Festplatz mit „Grill-Station“ bedeutete.

Bleibt noch das „Service“-Gebäude. Die aktuelle Nutzung der Anlage erfordert Toiletten, Wasser- und Stromversorgung sowie Abstellräume. Daher wurde im Hintergrund des Gehöftes ein entsprechender Bau erstellt, der äußerlich an ein Gartenhäuschen erinnert. Er hat natürlich kein Vorbild in den damaligen Ausgrabungen!

Photographien und Zeichnungen:

Dr. Werner Best, Marlies Heer, Dr. Johann-Henrich Schotten und Rainer Voss (+), Dank auch an Hans-Günter Humburg (+) und Prof. Dr. Norbert Wand (+).

Literatur:

Best, Werner: Funde der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit aus der frühgeschichtlichen Siedlung Fritzlar-Geismar, Schwalm-Eder-Kreis (Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 12,2), Wiesbaden 1990.

Böhme, H. W. (Hrsg.), Siedlungen und Landesausbau zur Salierzeit. Monogr. RGZM 27 und 28² (1992).

Gensen, Rolf: Die chattische Großsiedlung von Fritzlar-Geismar, Schwalm-Eder-Kreis. Ausgrabungsnotizen aus Nordhessen. (Archäologische Denkmäler in Hessen, Heft 2.) Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden, 1978.

Gensen, Rolf: Althessens Frühzeit (1979) = Führer zur hessischen Vor- und Frühgeschichte 1.

Heiner, Robert: Studien an Siedlungskeramik. Ausgewählte Merkmale und Fundkomplexe der Latene- und der Römischen Kaiserzeit aus der Siedlung Fritzlar-Geismar, Schwalm-Eder-Kreis (Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen, Bd. 12,1). Selbstverlag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen. Wiesbaden 1994.

Thiedmann, Andreas: Die Siedlung von Geismar bei Fritzlar. Ausgrabungen und Forschungen in der vor- und frühgeschichtlichen Siedlung im Schwalm-Eder-Kreis. (Archäologische Denkmäler in Hessen, Heft 2.) Landesamt für Denkmalpflege Hessen, 2. vollst. Neubearb. Auflage Wiesbaden 2000.

Wand, Norbert, Holzheim bei Fritzlar. Kasseler Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte (KBV), Bd. 6 (2002).

Zimmermann, W. H., Die früh- bis hochmittelalterliche Wüstung Dalem, Gemeinde Lamgen-Neuenwalde, Kr. Cuxhaven. In: Böhme 1992, 37-46.